

# Das "wo" als bezügliches Fürwort in unserer Mundart

Autor(en): **Schmid, Aug.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **22 (1938)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419814>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sicher waren dabei gutgemeinte Gesichtspunkte wegleitend. Es kann sich bei Gebrauch der Mundart auch jeder einfache Mann zum Worte melden und seine vielleicht wertvollen Gedanken anbringen, die er in der Schriftsprache nicht zu formulieren vermöchte. Das Verhältnissverfahren, das bei Wahlen in die gesetzgebenden Behörden angewendet wird, hat es mit sich gebracht, daß in vielen Fällen Leute gewählt werden, die seit ihrem letzten Schultag kaum mehr in die Lage gekommen sind, hochdeutsch zu reden. Das ist an und für sich nicht etwa ein Nachteil. Das Eingreifen in einen Verhandlungsgang ist aber für solche Leute erschwert, weil sie ändern, denen die hochdeutsche Schriftsprache in Ausbildung und Beruf vertraut geworden ist, im Ausdruck der Gedanken nicht ebenbürtig sind. Manch gute Idee bleibt so unausgesprochen. Schließlich ist die Pflege der Mundart auch ein Stück unserer viel genannten geistigen Landesverteidigung.

Oft wird in letzter Zeit auch die Mundart angewendet an Orten, wo sie nicht durchaus geboten ist. Zum Beispiel in Inseraten, Aufrufen, gewissen öffentlichen Ansprachen usw. Wiederum bedienen sich Redner, die sicher gut hochdeutsch sprechen könnten, der Mundart aus Effekt- und Popularitätshascherei. Derartige Referenten tun das, um vor ihren Zuhörern als „vaterländisch“, „urchig“, „bodenständig“, „volkstümlich“ oder sogar noch als „bescheiden“ zu gelten. Mundart ist in den letzten Jahren also geradezu Mode geworden. Die Sprachfreunde und alle guten Schweizer hätten demnach allen Grund, sich dessen zu freuen. Auch ich rechne mich zu ihnen, aber gerade darum muß ich sagen: „O, arme hochdeutsche Sprache!“ aber noch viel mehr: „O, du liebe Schweizermundart, was wird dadurch aus dir?“ — Warum ich an dieser „Mundarterei“ nicht eitel Freude habe, möchte ich an einem Beispiel vorführen. Es zeigt so recht, wie es unserer Mundart ergehen kann, wenn sie als „Amtssprache“ herhalten muß. Die nachfolgenden Sätze stammen wortgetreu aus dem Munde des Vorsitzenden einer Gemeindeversammlung!

„Verehrte Mitbürger! Da genügend Stimmberechtigt erschiene sind, chönne mir mit unsere Verhandlung beginne. Es isch uns leider a der verfloffene Gemeinderatsitzung en Fehler underlaufe, indem der Sprächende die gägewärtigi Versammlung scho uf nünzähñ Uhr 45, statt erscht uf zwanzig Uhr 15 fixiert het. Die nachfolgende Bekanntmachung het uf der Expedition von unserer Vorzitung nicht mehr chönne demäntiert wärde, wil si bereits scho erschiene gfi gfi isch. Ich möcht allfällige Reklamante des bestimmteste um Verzeihung und Entschuldigung bitte. Mit der Vorbemerkung möchti zur Tagesordnung übergoh, und die in Frog stehende Traktandums verläse. Die wärte Anwäsende sind höflichst bätte, im Rauchverbot strikte Folge zleiste. Damit erkläri die Versammlung als eröffnet.“

Wer kritisieren will, soll es auch besser machen können. Ich will versuchen, eine möglichst reine Mundart für die obigen Sätze zu gebrauchen:

„Liebi Mitbürger! Es sind gnueg Stimmberechtigt do, mir chönne mit euse Verhandlige afoh. Mir händ i der letschte Gemeinratsitzig en Fehler gmacht, wil ich die hütig Gemeind scho uf viertel vor achti, statt erscht uf viertel ab achti ha lo zämecho. D'Sladig het vo der Druckerei nümme chönne gänderet wärde, wil underdessa dr Azeiger scho fertig druckt gfi isch. . . Wenn i dermit der eint oder der ander verläubt ha, so sell er nüt für unguet ha. Ich möcht witerfahre und d'Traktandelliste verläse, sind aber so guet, und

tüend eui Pfiße und Stümpe ablösche, es isch im Gemeindsaal strängs Räukverbot. D' Versammlig isch eröffnet.“

Warum ist das ehrwürdige Gemeindeoberhaupt zu einer derart vermorgsten Mundart gekommen? Er hat sich seine Eröffnungsworte in richtigem Schriftdeutsch erdacht, sie dann aber in Mundart dargeboten. Es scheint leichter zu sein, schriftdeutsch zu denken, als in Mundart zu reden. Der Betreffende würde mir nun sicher einwenden, er spreche eben so, „wie ihm der Schnabel gewachsen sei“. Ich bin aber überzeugt, daß er ihm nicht so gewachsen ist. Der oben Angeführte ist kaum einmal im Ausland gewesen und spricht keine Fremdsprache und hört auch keine. In seiner Umgebung wird nie anders als in Mundart gesprochen — seine Versammlungseröffnung aber ist ein Bastard zwischen Hochdeutsch und Mundart, verbunden mit falsch benützten Wendungen und Fremdwörtern. — Die Wörter mit der Endung „ung“, die unzählige Male wiederkehren, sind mundartähnlich ausgesprochene hochdeutsche Ausdrücke. Ist denn die gute mundartliche Aussprache dieser Endsilbe mit „ig“ nicht mehr gut genug? Z. B. Bewegig, Versammlig, Bemerkig, Orng. Diese „Ung“-Wörter sind nicht einmal eine Zierde unserer Schriftsprache; wenn sie nun noch unverändert in die Mundart genommen werden, so sind sie geradezu scheußlich anzuhören, besonders wenn sie, wie im obigen Beispiel, reihenweise wiederkehren. Man darf sich dann nicht verwundern, wenn ein Anderssprachiger unsere Mundart als „Chinesisch“ bezeichnet.

Das kurze oben angeführte Beispiel zeigt uns, wie die Mundart traktiert wird, nur zur Eröffnung einer Gemeindeversammlung auf dem Lande. Wenn aber in einem Parlament eine Finanzvorlage oder ein Gesetzesentwurf in Mundart behandelt werden müßte, so würde man diese kaum mehr als solche erkennen können. Es werden hier Begriffe vorkommen, für die in der Volkssprache weder Wendungen noch Wörter bestehen. Das Ende des Liedes wäre eine „hochdeutsche Mundart“ oder „ein mundartliches Hochdeutsch“. Eines ist so verwerflich wie das andere.

Ich halte dafür, daß es besser wäre, sich in Zweifelsfällen der Schriftsprache zu bedienen, als die Mundart zu verknozen und zu vergewaltigen. Wenn wir eine Maschine zwingen, Wendungen und Bewegungen zu machen, die sie zufolge ihrer Konstruktion nicht ausführen kann, so zerbricht sie oder leidet wenigstens. Ähnlich wird es der Mundart ergehen. Unsere Mundart ist viel zu wertvoll, als daß sie überall gebraucht und mißbraucht werden sollte. — Die Schwizersprochbewegig leistet ihr den denkbar schlechtesten Dienst, wenn sie sie zur Schriftsprache erheben will. Gerade die verschiedenen Nuancen und Feinheiten, die unsere Mundarten so reizvoll machen, müßten in diesem Falle gleichgeschaltet werden. Lassen wir der hochdeutschen Sprache, dort wo sie hingehört, ruhig ihren Platz, wir helfen damit am meisten zur Erhaltung unserer Mundart. S.

(Neue Aargauer Zeitung 4. 6. 1938.)

## Das „wo“ als bezügliches Fürwort in unserer Mundart.

Es ist in den „Mitteilungen“ mit Recht schon oft gespottet worden über die bei uns so häufig zu hörende Scheinmundart, in der z. B. ein Sammlungsteilnehmer „den soebe os em kompetentschte Mund iiseres verehrte Herrn Referente g'hörte, sehr beherzigenswerte Worte-n-os voller Oberzügig fini vorbehaltlosi Zueschtmig usschprecht,

und zwar in Gemäßheit der Forderung der geistige Landesverteidigung i orchigem Schwizertütsch“.

Ungehörige Vermengungen von Mundart und Schriftdeutsch kommen übrigens nicht nur bei solchen Leuten vor, die aus einem gewissen Trotz heraus in Versammlungen so reden wollen, wie ihnen (vermeintlich) „der Schnabel gewachsen ist“, sondern sie finden sich oft auch bei ernstlichen Schriftstellern, die sich alle Mühe geben, reines Schweizerdeutsch zu bringen und die, weil sie schreiben und nicht bloß aus dem Stegreif reden, sich gehörig Zeit nehmen könnten, den richtigen Ausdruck zu suchen. Der Verstoß gegen die Mundart, der wohl am häufigsten vorkommt, ist der falsche Gebrauch des bezüglichen Fürwortes. So finde ich z. B. in J. G. Birnstiels Buch „Aus sieben guten Jahren“ folgende Sätze:

„Onder tuffig Päärli, die i der Chirche zämmgeh weret, sind gwüß chum drii, die noch sößg Sohre no fröhli onderem glische Dach schaltet und waltet.“

„gad wie en Ries, der d'Händ usstreckt.“

„es heb halt derig deronder, die wöllet d'Welt verändere.“

„vo der alte Bas Breene, die gspuelet het i der hindere Chamber.“

In der nämlichen Erzählung „E goldigi Hochzyt“ gibt es noch eine ganze Reihe weiterer solcher Beispiele. (Übrigens würde der Titel in den Toggenburger Mundarten, die ich kenne, entweder heißen „E goldis Hoostig“ oder „E goldis Hochzig“ oder ähnlich.)

In richtiger Mundart wäre anstelle der gesperrt gedruckten bezüglichen Fürwörter überall „wo“ zu setzen. So verschieden auch unsere schweizerischen alemannischen Mundarten sind, so stimmen wohl alle darin überein, daß sie als bezügliches Fürwort stets das „wo“ benutzen; dies scheint eine allgemeine alemannische Eigenart zu sein.\*)

Das bezügliche Fürwort steht sehr häufig in Verbindung mit einem Vorwort. Auch hier erscheint in unserer Mundart das „wo“.

Der Satz: „der Zucker ist in der Büchse, auf der (worauf) „Kaffee“ steht“, heißt auf Schweizerdeutsch nicht: „de Zogger ischt i de Bööchs, of der „Kafi“ schtobt“, sondern: „de Zogger ischt i de Bööchs, wo „Kafi“ drof schtobt“.

Entsprechend: das Haus, vor welchem (wovor) wir gestanden haben = 's Hus, wommer devor(zue) gschtande sind.

Der Mann, mit dem du mich hast reden sehen, ist mein Bruder = de Ma, wopmi gseä hehcht mettem rede, ischt min Brüeder gsi.

Das sind Kinder, mit denen man Freude haben kann = das sind Chind, wommer cha Freud ha mettene.

Ebenso: d' Fläsche, woni droß trongge ha. Und: das ischt t'Husiereri, woni d' Chnöpf vonnere kchoft ha.

Ich glaube übrigens, viele Leute, welche bei öffentlichen Reden in mehr oder weniger guter Mundart Sätze bilden wie: „die Pöschli, die mr soebe gfaßt hend“, machen diesen Fehler nicht immer nur deshalb, weil ihnen das mundartliche Sprachgefühl abhanden gekommen ist, sondern häufig, weil sie das (hier gänzlich unangebrachte) Bedürfnis empfinden, die Mundart zu verbessern. Sie glauben, die Form mit dem „wo“ sei kindlich und stehe deshalb der Versammlungssprache nicht an. Dies trifft in Wirklichkeit gar nicht zu. Das „wo“ hat auch Heimatrecht in der besten

und gehobensten Schriftsprache, nämlich in den Zusammenfassungen woran, worauf, wohin, womit, wodon usw. In solchen Verbindungen konnte das „wo“ vom Vorwort durch andere Wörter getrennt werden: „das Messer, wo ich das Brot mit geschnitten habe“, und von solchen Fällen aus hat wohl das einfache „wo“ die Bedeutung des bezüglichen Fürwortes „der, die, das“ bekommen.

Auf jeden Fall steht es Leuten, die das Gefühl für einen der wesentlichsten Züge unserer Mundart verloren haben, nicht an, sich als Verfechter des Schweizerdeutschen zu geben.  
Aug. Schmid.

## Schweizerdeutsche Phrasen.

Man rühmt der Mundart nach, daß man in ihr keine Phrasen machen könne. In der Tat sträubt sie sich stärker dagegen als die Schriftsprache, aber gefeit ist sie auch nicht; es kommt auch auf den Mann oder die Frau an. Das weist uns ein gottbegnadeter und anerkannter Mundartdichter, Josef Reinhart, nach in seinem schönen Schriftchen „Die Poesie in der Kinderstube“ (Francke, 1938):

„... Einige Beispiele mögen zeigen, wie oft wir mit unserer erwachsenen, oft schulmeisterlichen Überlegenheit in die Unkindlichkeit verfallen:

I bin es Schwyzermeiteli,  
cha gumpo und cha jodle,  
's chas nit grad eis e so.

Ich habe dieses Lied noch niemals von Kindern singen hören, wenn nicht ein Sonnenschirm den Takt dazu schwang. Das Kind fühlt wohl instinktiv, daß das gemacht ist, daß es selber nie so empfindet. Oder klingt es nicht doch abgeschmackt, ein Kind, das in die Welt hinaus prahlt:

Cha gumpo und cha jodle,  
's chas nit grad eis e so.

Es springt und hüpfst wohl in seinem Jugendglück, aber wenn es das empfindet oder gar ausfragt, dann ist's nicht mehr kindlich. An einem Weihnachtslied möchten wir das, was wir unkindliche Mache nennen, nachzuweisen versuchen:

Nei lueget au dr Christbaum  
I finer Liechtlipracht!  
Mer wüßes alli sicher,  
dä het üs 's Christkind g'macht.  
Die Augli glänze heller  
Und 's Härzli chlopset fescht,  
vor Freude möcht me jutzge,  
's isch hiit jo 's Wiehnechtsfescht.

Nur acht Zeilen, aber unkindlich von Anfang bis Ende.

Nei lueget au dr Christbaum  
I finer Liechtlipracht!

Ein schläfriges Kind, das man noch zum Anschauen aufrufen müßte! „Eine Liechtlipracht“: welches Kind, das noch keine höhere Töcherschule besucht, sagt wohl einmal so? „Red vernünftig!“ würde die Mutter sagen.

Wo sagt ein gesundes Kind von sich selber, daß seine Auglein heller glänzen, wo singt es, daß sein Herzlein klopfe, fest? Es müßte denn wirklich Herzklopfen sein, dann in Gottesnamen zum Arzt.

„Vor Freude möcht me jutzge.“

Warum denn nicht? Eben jauchzen sollen die Kinder, oder ist's verboten im ersten Stock? Und wo ist in solcher Poesie die Bildhaftigkeit? Etwas zum Schauen? Überall nur Gefühle geheuchelt, aber kein wirklich geschautes Bild.“

\*) Pauls Wörterbuch und Grammatik bezeichnen sie noch etwas allgemeiner als südwestdeutsch. Hebel verwendete es auch schriftdeutsch: „das schlechteste Messer, wo er hat“. Vielleicht gehört hieher auch aus Schiller: „deliciöse Burische, sag ich dir, wo als (jeweilen) einer dem andern die Knöpfe von den Hosen stiehlt“. Merkwürdigerweise findet es sich sogar bei dem Thüringer Otto Ludwig: „Ihr Häusle, wo der Regen beinah hat umgeworfen.“ St.